

Schriftlesungen zum Tag von Prior P. Jakob Deibl

5. Fastensonntag, *Lesejahr C*

Neue Sprache, neue Möglichkeiten

Immer stärker habe ich den Eindruck, der Zusammenhang der Schrifttexte, die beim Gottesdienst gelesen werden, kann vom ausgewählten Psalm her verstanden werden. Der erste Teil des 126. Psalms, den wir heute beten, lautet:

¹Als der Herr das Geschick Zions wendete, *
da waren wir wie Träumende.
²Da füllte sich unser Mund mit Lachen *
und unsere Zunge mit Jubel.
Da sagte man unter den Völkern: *
Groß hat der Herr an ihnen gehandelt!
³Ja, groß hat der Herr an uns gehandelt. *
Da waren wir voll Freude.

Wer diesen Psalm betet, blickt zurück auf die lange Geschichte Jerusalems („Geschick Zions“): Basierend auf der Überlieferung, dass Menschen immer wieder die Erfahrung der Rettung gemacht haben („Da sagte man unter den Völkern: / Groß hat der Herr an ihnen gehandelt“), sollen auch wir Mut und Hoffnung schöpfen können. Der Text will eine Hoffnung vermitteln, kann aber keine Garantie geben. So schließt sich an die Erinnerung der Rettung eine Bitte an, deren Struktur man vielleicht auch so wiedergeben könnte: „Weil du, Gott, in der Geschichte immer wieder zur Rettung für Menschen wurdest, dürfen doch auch wir hoffen, oder?“

⁴Wende doch, Herr, unser Geschick *
wie die Bäche im Südländ!
⁵Die mit Tränen säen, *
werden mit Jubel ernten.
⁶Sie gehen, ja gehen und weinen *
und tragen zur Aussaat den Samen.
Sie kommen, ja kommen mit Jubel *
und bringen ihre Garben.

Die Hoffnung erhält einen ganz bestimmten Ausdruck: Es geht um die Wende des Geschicks, um die Wende dessen, was nicht zu ändern scheint. Vielleicht könnten wir es so sagen: Es geht um die Hoffnung, dass sich eine Situation, die nicht zu ändern scheint, nicht gänzlich in sich selbst verschließt und somit einer unerwarteten Wendung unzugänglich wird.

Der Prophet Jesaja (heute: Jes 43, 16-21), der wahrlich keinen billigen Optimismus vertritt und die Erfahrung des babylonischen Exils im Nacken hat, ist ein Meister für

Formulierungen, die uns völlig unerwartet ansprechen können, wo die sprachlichen Möglichkeiten nur mehr karg gesät sind. Mitten unter den Liedern, die vom leidenden Gottesknecht erzählen, möchte Jesaja unsere Wahrnehmung öffnen für das, was an Veränderung leise schon in Gang ist:

¹⁸Der Herr spricht:

Denkt nicht mehr an das, was früher war;
auf das, was vergangen ist, achtet nicht mehr!

¹⁹Siehe, nun mache ich etwas Neues.

Schon sprießt es, merkt ihr es nicht?

Es erinnert mich ein wenig an Hölderlin. Je aussichtsloser die Situation erscheint, desto gewisser möchten beide ihren Leser*innen Mut zu sprechen und desto größer scheint ihre Zuversicht zu werden. Was für eine Anstrengung muss das für den Propheten und für den Dichter bedeuten, wenn man einmal annimmt, dass die beiden keineswegs naiv auf die Situation blicken!

¹⁹Ja, ich lege einen Weg an durch die Wüste
und Flüsse durchs Ödland.

²⁰Die wilden Tiere werden mich preisen,
die Schakale und Strauße,
denn ich lasse in der Wüste Wasser fließen
und Flüsse im Ödland,
um mein Volk, mein erwähltes, zu tränken.

²¹Das Volk, das ich mir geformt habe,
wird meinen Ruhm verkünden.

Ob sich etwas ändert oder nicht – dass Menschen in hoffnungslosen Situationen unermüdlich nach einer Sprache der Hoffnung ringen, ist nicht allein schon das ein Zeichen, das Mut machen kann?

Ähnlich ist es immer wieder bei Paulus, so auch im Ausschnitt aus dem Brief an die Gemeinde in Philippi (3,8-14), den wir heute hören. In Bezug auf die Hoffnungen, die Paulus mit Christus verbindet, sagt er:

¹²Nicht dass ich es schon erreicht hätte
oder dass ich schon vollendet wäre.
Aber ich strebe danach, es zu ergreifen,
weil auch ich von Christus Jesus ergriffen worden bin.

¹³Brüder und Schwestern, ich bilde mir nicht ein,
dass ich es schon ergriffen hätte.

Eines aber tue ich:

Ich vergesse, was hinter mir liegt,
und strecke mich nach dem aus, was vor mir ist.

¹⁴Das Ziel vor Augen, jage ich nach dem Siegespreis:
der Berufung von oben, des Gottes in Christus Jesus.

Paulus musste viele Rückschläge hinnehmen, wurde vertrieben, blieb nicht selten unverstanden ... Wie der kurze Text vor Augen führt, weiß er zwar, dass er von Christus ergriffen ist, dass er selbst aber vieles noch nicht erreicht und ergriffen hat.

In immer neuen Wendungen, die allesamt verneint werden, führt er das vor: „schon erreicht hätte“, „schon vollendet wäre“, „schon ergriffen hätte“. In all dieser Fülle an Unfertigem streckt sich Paulus aus nach vorne: „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir ist.“

Die Perikope aus dem Johannesevangelium (8,1-11) schließlich erzählt uns von einer Frau, deren Verhalten die Menge nicht angemessen findet und die deshalb gesteinigt werden soll. Jesus erkennt die Dringlichkeit zu handeln und reagiert mit einer unerwarteten Intervention, um die aufgeheizte und ausweglose Situation gleichsam ironisch zu brechen. Scheinbar unbeteiligt schreibt er in den Sand und zieht die Aufmerksamkeit auf diese völlig belanglose Handlung. Auf die beharrliche Nachfrage, ob er nicht auch für eine Steinigung sei, antwortet er kurz: „Wer von euch sündenlos, werfe als erster auf sie einen Stein.“ (8,7) Damit kann die vernichtende Handlung gar nicht in Gang kommen. Die Selbstgerechtigkeit und moralische Überheblichkeit der Menschen, die so rasch mit einem Urteil zur Hand sind, ist damit ironisch unterwandert. Jesus spricht, als alle weggehen, als einziger in der Szene *mit* der Frau und nicht nur *über* sie. Er möchte ihr neue Lebensmöglichkeiten eröffnen.